

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 164. Bromberg, den 21. Juli 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(1. Fortsetzung.)

Keine Spur von Aufregung gab sich zu erkennen, zu der allerdings auch keine Veranlassung vorlag. Sie wußte, was in einem reichen und auf Repräsentation gestellten Hause brauchbare Dienstleute bedeuten, und so wurde denn alles, was sich nach dieser Seite hin nur irgendwie bewährte, durch hohen Lohn und gute Behandlung festgehalten. Alles ging infolge davon wie am Schnürchen, auch heute wieder, und ein Blick Jennys regierte das Ganze, wobei das untergeschobene Luftkissen, das ihr eine dominierende Stellung gab, ihr nicht wenig zustatten kam. In ihrem Sicherheitsgefühl war sie zugleich die Liebenswürdigkeit selbst. Ohne Furcht, wirtschaftlich irgendetwas ins Stocken kommen zu sehen, konnte sie sich selbstverständlich auch den Pflichten einer gefälligen Unterhaltung widmen, und weil sie's störend empfinden mochte — den ersten Begrüßungsmoment abgerechnet — zu keinem einzigen intimeren Gesprächsworte mit den adligen Damen gekommen zu sein, so wandte sie sich jetzt über den Tisch hin an die Bomst und fragte voll anscheinender oder vielleicht auch voll wirklicher Teilnahme: „Haben Sie, mein gnädigstes Fräulein, neuerdings etwas von Prinzeß Antisettchen gehört? Ich habe mich immer für diese junge Prinzessin lebhaft interessiert, ja für die ganze Linie des Hauses. Sie soll glücklich verheiratet sein. Ich höre so gern von glücklichen Ehen, namentlich in der Obersphäre der Gesellschaft, und ich möchte dabei bemerken dürfen, es scheint mir eine törichte Annahme, daß auf den Höhen der Menschheit das Eheglück ausgeschlossen sein solle."

„Gewiß", unterbrach hier Treibel übermütig, „ein solcher Verzicht auf das denkbar Höchste . . ."

„Lieber Treibel", fuhr die Rätin fort, „ich richte mich an das Fräulein von Bomst, das, bei jedem schuldigen Respekt vor deiner sonstigen Allgemeinkenntnis, mir in allem, was „Hof" angeht, doch um ein Erhebliches kompetenter ist als du."

„Zweifellos", sagte Treibel. Und die Bomst, die dies eheliche Intermezzo mit einem sichtlichen Behagen begleitet hatte, nahm nun ihrerseits das Wort und erzählte von der Prinzessin, die ganz die Großmutter sei, denselben Teint und vor allem dieselbe gute Laune habe. Das wisse, so viel dürfe sie wohl sagen, niemand besser als sie, denn sie habe noch des Vorzugs genossen, unter den Augen der Hochseligen, die eigentlich ein Engel gewesen, ihr Leben bei Hofe beginnen zu dürfen, bei welcher Gelegenheit sie so recht die Wahrheit begriffen habe, daß die Natürlichkeit nicht nur das Beste, sondern auch das Vornehmste sei.

„Ja", sagte Treibel, „das Beste und das Vornehmste. Da hörst du's, Jenny, von einer Seite her, die du, Pardon, mein gnädigstes Fräulein, eben selbst als „kompetenteste Seite" bezeichnet hast."

Auch die Ziegenhals mischte sich jetzt mit ein, und das Gesprächsinteresse der Kommerzienrätin, die, wie jede geborene Berlinerin, für Hof und Prinzessinnen schwärmte, schien sich mehr und mehr ihren beiden Visavis zuwenden zu wollen, als plötzlich ein leises Augenzwinkern Treibels ihr zu verstehen gab, daß auch noch andere Personen zu Tische säßen, und daß des Landes der Brauch sei, sich, was Gespräch angehe, mehr mit seinem Nachbar zur Linken und Rechten als mit seinem Gegenüber zu beschäftigen. Die Kommerzienrätin erschrak denn auch nicht wenig, als sie wahrnahm, wie sehr Treibel mit seinem stillen, wenn auch halb scherzhaften Vorwurf im Rechte sei. Sie hatte Versäumtes nachholen wollen und war dadurch in eine neue, schwerere Versäumnis hineingeraten. Ihr linker Nachbar, Krola — nun, das mochte gehen, der war Hausfreund und harmlos und nachsichtig von Natur. Aber Vogelsang! Es kam ihr mit einem Male zum Bewußtsein, daß sie während des Prinzessinnengesprächs von der rechten Seite her immer etwas wie einen sich einbohrenden Blick empfunden hatte. Ja, das war Vogelsang gewesen, Vogelsang, dieser furchtbare Mensch, dieser Mephisto mit Hahnenfeder und Hinkefuß, wenn auch beides nicht recht zu sehen war. Er war ihr widerwärtig, und doch mußte sie mit ihm sprechen; es war die höchste Zeit.

„Ich habe, Herr Leutnant, von Ihren beabsichtigten Reisen in unsere liebe Mark Brandenburg gehört; Sie wollen bis an die Gestade der wendischen Spree vordringen, ja noch darüber hinaus. Eine höchst interessante Gegend, wie mir Treibel sagt, mit allerlei Wendengöttern, die sich bis diesen Tag, in dem finsteren Geiste der Bevölkerung aussprechen sollen."

„Nicht daß ich wüßte, meine Gnädigste."

„So zum Beispiel in dem Städtchen Storkow, dessen Burgemeister wenn ich recht unterrichtet bin, der Burgemeister Tschech war, jener politische Rechtsfanatiker, der auf König Friedrich Wilhelm IV. schoß, ohne Rücksicht auf die nebenstehende Königin. Es ist eine lange Zeit, aber ich entsinne mich der Einzelheiten, als ob es gestern gewesen wäre, und entsinne mich auch noch des eigentümlichen Liedes, das damals auf diesen Vorfall gedichtet wurde."

„Ja", sagte Vogelsang, „ein erbärmlicher Gassenhauer, darin der frivole Geist spukte, der die Lyrik jener Tage beherrschte. Was sich anders in dieser Lyrik gibt, ganz besonders auch in dem in Rede stehenden Gedicht, ist nur Schein, Lug und Trug. „Er erschoß uns auf ein Haar unser teures Königspaar." Da haben Sie die ganze Perfidie. Das sollte loyal klingen und unter Umständen vielleicht auch den Rückzug decken, ist aber schnöder und schändlicher als alles, was jene verlogene Zeit sonst noch hervorgebracht hat, den großen Hauptsünder auf diesem Gebiete nicht ausgenommen. Ich meine natürlich Herwegh, Georg Herwegh."

„Ach, da treffen Sie mich, Herr Leutnant, wenn auch ungewollt, an einer sehr empfindlichen Stelle. Herwegh war nämlich in der Mitte der vierziger Jahre, wo ich eingesegnet wurde, mein Lieblingsdichter. Es entzückte mich, weil ich immer sehr protestantisch fühlte, wenn er seine „Flüche gegen Rom" herbeischleppte, worin Sie mir vielleicht beistimmen werden. Und ein anderes Gedicht, worin er uns aufforderte, die Kreuze aus der Erde zu reißen, las ich beinah mit gleichem Vergnügen. Ich muß freilich einräumen, daß es keine Lektüre für eine Konfirmandin war. Aber meine Mutter sagte: „Lies es nur, Jenny; der König hat es auch gelesen, und Herwegh war sogar bei ihm in Charlottenburg, und die besseren Klassen lesen es alle."

Meine Mutter, wofür ich ihr noch im Grabe danke, war immer für die besseren Klassen. Und das sollte jede Mutter, denn es ist bestimmend für unseren Lebensweg. Das Niedere kann dann nicht heran und bleibt hinter uns zurück.“

Vogelsang zog die Augenbrauen zusammen, und jeder, den die Vorstellung von seiner Mephistophelesschaft bis dahin nur gestreift hatte, hätte bei diesem Mienenspiel unwillkürlich nach dem Hinkefuß suchen müssen. Die Kommerzienrätin aber fuhr fort: „Im übrigen wird mir das Zugeständnis nicht schwer, daß die patriotischen Grundsätze, die der große Dichter predigte, vielleicht sehr anfechtbar waren. Wiewohl auch das nicht immer das Richtige ist, was auf der großen Straße liegt . . .“

Vogelsang, der stolz darauf war, durchaus eine Nebenstraße zu wandeln, nickte zustimmend.

„. . . Aber lassen wir die Politik, Herr Leutnant. Ich gebe Ihnen Herwegh als politischen Dichter preis, da das Politische nur ein Tropfen fremden Blutes in seinen Adern war. Indessen groß ist er, wo er nur Dichter ist. Erinnern Sie sich? Ich möchte hingehn wie das Abendrot, und wie der Tag mit seinen letzten Gluten . . .“

„„. . . Mich in den Schoß des Ewigen verbluten . . .“ Ja, das kenn ich, meine Gnädigste, das hab ich damals auch nachgebetet. Aber wer sich, als es galt, durchaus nicht verbluten wollte, das war der Dichter selbst. Und so wird es immer sein. Das kommt von den hohlen, leeren Worten und der Reimsucherei. Glauben Sie mir, Frau Rätin, das sind überwundene Standpunkte. Der Prosa gehört die Welt.“

„Jeder nach seinem Geschmack, Herr Leutnant Vogelsang“, sagte die durch diese Worte verletzte Jenny. „Wenn Sie Prosa vorziehen, so kann ich Sie daran nicht hindern. Aber mir gilt die poetische Welt, und vor allem gelten mir auch die Formen, in denen das Poetische herkömmlich seinen Ausdruck findet. Ihm allein verlohnt es sich zu leben. Alles ist nichtig; am nichtigsten aber ist das, wonach alle Welt so begehrlich drängt: äußerlicher Besitz, Vermögen, Gold. „Gold ist nur Chimäre,“ da haben Sie den Ausspruch eines großen Mannes und Künstlers, der, seinen Glücksgütern nach, ich spreche von Meyerbeer, wohl in der Lage war, zwischen dem Ewigen und Vergänglichen unterscheiden zu können. Ich für meine Person verbleibe dem Ideal und werde nie darauf verzichten. Am reinsten aber hab ich das Ideal im Liede, vor allem in dem Liede, das gesungen wird. Denn die Musik hebt es noch in eine höhere Sphäre. Habe ich recht, lieber Krola?“

Krola lächelte gutmütig verlegen vor sich hin, denn als Tenor und Millionär saß er zwischen zwei Stühlen. Endlich aber nahm er seiner Freundin Hand und sagte: „Jenny, wann hätten Sie je nicht recht gehabt?“

Der Kommerzienrat hatte sich mittlerweile ganz der Majorin von Ziegenhals zugewandt, deren „Hoftage“ noch etwas weiter zurücklagen als die der Bomst. Ihm, Treibel, war dies natürlich gleichgültig; denn so sehr ihm ein gewisser Glanz paßte, den das Erscheinen der Hofdamen, trotz ihrer Außerdienststellung, seiner Gesellschaft immer noch lieh, so stand er doch auch wieder völlig darüber, ein Standpunkt, den ihm die beiden Damen selbst eher zum Guten als zum Schlechten anrechneten. Namentlich die den Freuden der Tafel überaus zugeneigte Ziegenhals nahm ihrem kommerzienrätlichen Freunde nichts übel; am wenigsten aber verdroß es sie, wenn er, außer Adels- und Geburtsfragen, allerlei Sittlichkeitsprobleme streifte, zu deren Lösung er sich als geborener Berliner, besonders berufen fühlte. Die Majorin gab ihm dann einen Tipp mit dem Finger und flüsterte ihm etwas zu, das vierzig Jahre früher bedenklich gewesen wäre, jetzt aber — beide renommierten beständig mit ihrem Alter — nur Heiterkeit weckte. Meist waren es harmlose Sentenzen aus Büchmann oder andere geflügelte Worte, denen erst der Ton, aber dieser oft sehr entschieden, den erotischen Charakter aufdrückte.

„Sagen Sie, cher Treibel“, hob die Ziegenhals an, „wie kommen Sie zu dem Gespenst da drüben? Er scheint noch ein Vorachtundvierziger; das war damals die Epoche des sonderbaren Leutnants; aber dieser übertreibt es. Karikatur durch und durch. Entsinnen Sie sich noch eines Bildes aus jener Zeit, das den Don Quixote mit einer langen Lanze darstellte, dicke Bücher rings um sich her. Das ist er, wie er leibt und lebt.“

Treibel fuhr mit dem linken Zeigefinger am Innenrand seiner Krawatte hin und her und sagte: „Ja, wie ich zu ihm komme, meine Gnädigste. Nun, jedenfalls mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe. Seine gesellschaftlichen Meriten sind wohl eigentlich gering, und seine menschlichen werden dasselbe Niveau haben. Aber er ist ein Politiker.“

„Das ist unmöglich. Er kann doch nur als Warnungsschatten vor den Prinzipien stehen, die das Unglück haben, von ihm vertreten zu werden. Überhaupt, Kommerzienrat, warum verirren Sie sich in der Politik? Was ist die Folge? Sie verderben sich Ihren guten Charakter, Ihre guten Sitten und Ihre gute Gesellschaft. Ich höre, daß Sie für Teupitz-Zossen kandidieren wollen. Nun meinetwegen. Aber wozu? Lassen Sie doch die Dinge gehen. Sie haben eine charmante Frau, gefühlvoll und hochpoetisch, und haben eine Villa wie diese, darin wir eben ein Ragout fin einnehmen, das seinesgleichen sucht, und haben draußen im Garten einen Springbrunnen und einen Kakadu, um den ich Sie beneiden könnte, denn meiner, ein grüner, verliert gerade die Federn und sieht aus wie die schlechte Zeit. Was wollen Sie mit Politik? Was wollen Sie mit Teupitz-Zossen? Ja mehr, um Ihnen einen Vollbeweis meiner Vorurteilslosigkeit zu geben, was wollen Sie mit Konservatismus? Sie sind ein Industrieller und wohnen in der Köpenicker Straße. Lassen Sie doch diese Gegend ruhig bei Singer oder Ludwig Löwe, oder wer sonst hier gerade das Prä hat. Jeder Lebensstellung entsprechen auch bestimmte politische Grundsätze. Rittergutsbesitzer sind agrarisch, Professoren sind nationale Mittelpartei und Industrielle sind fortschrittlich. Seien Sie doch Fortschrittler! Was wollen Sie mit dem Kronenorden? Ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, lancierte mich ins Städtische hinein und ränge nach der Bürgerkrone.“

Treibel, sonst unruhig, wenn einer lange sprach — was er nur sich selbst ausgiebig gestattete — war diesmal doch aufmerksam gefolgt und winkte zunächst einen Diener heran, um der Majorin ein zweites Glas Chablis zu präsentieren. Sie nahm auch, er mit, und nun stieß er mit ihr an und sagte: „Auf gute Freundschaft und noch zehn Jahre so wie heut! Aber das mit dem Fortschrittlertum und der Bürgerkrone — was ist da zu sagen, meine Gnädigste! Sie wissen, unsereins rechnet und rechnet und kommt aus der Regula-de-tri gar nicht mehr heraus, aus dem alten Ansatze: „Wenn das und das so viel bringt, wieviel bringt das und das?“ Und sehen Sie, Freundin und Gönnerin, nach demselben Ansatz hab ich mir auch den Fortschritt und den Konservatismus berechnet und bin dahintergekommen, daß mir der Konservatismus, ich will nicht sagen mehr abwirft, das wäre freilich falsch, aber besser zu mir paßt, mich besser kleidet. Besonders seitdem ich Kommerzienrat bin, ein Titel von fragmentischem Charakter, der doch natürlich seiner Vervollständigung entgegensieht.“

„Ah, ich verstehe.“

„Nun, sehen Sie, l'appétit vient en mangeant, und wer A sagt, will auch B sagen. Außerdem aber, ich erkenne die Lebensaufgabe des Weisen von allen Dingen in Herstellung des sogenannten Harmonischen, und dies Harmonische, wie die Dinge nun mal liegen, oder vielleicht kann ich auch sagen, wie die Zeichen nun mal sprechen, schließt in meinem Spezialfalle die fortschrittliche Bürgerkrone so gut wie aus.“

„Sagen Sie das im Ernste?“

„Ja, meine Gnädigste. Fabriken im allgemeinen neigen der Bürgerkrone zu, Fabriken im besonderen aber — und dahin gehört ausgesprochenermaßen die meine — konstatieren den Ausnahmefall. Ihr Blick fordert Beweise. Nun denn, ich will es versuchen. Ich frage Sie, können Sie sich einen Handelsgärtner denken, der, sagen wir auf der Lichtenberger oder Rummelsburger Gemarkung, Kornblumen im großen zieht, Kornblumen, dies Symbol königlich preußischer Gesinnung, und der zugleich Petroleur und Dynamitarde ist? Sie schütteln den Kopf und bestätigen dadurch mein „Nein“. Und nun frage ich Sie weiter, was sind alle Kornblumen der Welt gegen eine Berlinerblaufabrik? Im Berlinerblau haben Sie das symbolisch Preußische sozusagen in höchster Potenz, und je sicherer und unanfechtbarer das ist, desto unerläßlicher ist auch mein Verbleiben auf dem Konservatismus. Der Ausbau des Kommerzienrätlichen bedeutet in meinem Spezialfalle das natürlich Gegebene . . . jedenfalls mehr als die Bürgerkrone.“

Die Ziegenhals schien überwunden und lachte, während Krola, der mit halbem Ohr zugehört hatte, beistimmend nickte.

So ging das Gespräch in der Mitte der Tafel; aber noch heiterer verlief es am unteren Ende derselben, wo sich die junge Frau Treibel und Corinna gegenübersaßen, die junge Frau zwischen Marcell Wedderkopp und dem Referendar Enghaus, Corinna zwischen Mr. Nelson und Leopold Treibel, dem jüngeren Sohne des Hauses. An der Schmalseite des Tisches, mit dem Rücken gegen das breite Gartenfenster, war das Gesellschaftsfräulein, Fräul. Honig, plaziert worden, deren herbe Züge sich wie ein Protest gegen ihren Namen ausnahmen. Je mehr sie zu lächeln suchte, je sichtbarer wurde der sie verzehrende Neid, der sich nach rechts hin gegen die hübsche Hamburgerin, nach links hin in fast noch ausgesprochenerer Weise gegen Corinna richtete, diese halbe Kollegin, die sich trotzdem mit einer Sicherheit benahm, als ob sie die Majorin von Ziegenhals oder doch mindestens das Fräulein von Bomst gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Opfer.

Skizze von Hans Sponholz.

Die Fabriksirene rief Feierabend in den lauten Lärm der Schmiedewerkstatt.

Ein paarmal noch wuchtete Johann Reimer den Hammer auf das glühende Eisenband, bis es sich nach seinem Willen geformt hatte. Dann legte er sein Werkzeug aus der Hand und wandte sich zum Gehen. In der Hallentür sah er sich dem Fabrikherrn gegenüber: „Ich wollte Sie gerade zu mir bitten, Reimer."

Der nickte stumm.

Im Privatkontor stand er in seinem Arbeitskittel verlegen vor dem feinen Plüschsessel und wagte nicht, ihn zu berühren, bis Hände sich gütig auf seine Schultern legten und ihn sanft niederdrückten. „Wie geht es Ihrer Frau, Reimer, ist es noch immer nicht besser?"

Ein trauriges Kopfschütteln war die Antwort.

„Sie sind immer ein guter Arbeiter gewesen, auch als damals alles drunter und drüber ging; lassen Sie mich Ihnen helfen, damit Ihre Frau gesund wird!"

Ein gequältes Stammeln kam aus dem Sessel: „Ich danke, danke" — und dann ein jähes Aufschluchzen — „Es ist aus. — Der Doktor sagt, es ist aus."

Der Mann am Schreibtisch wagte es nicht, Mut zuzusprechen. Vor dem verstörten Blick des anderen erstickte jedes Trostwort. Er vermochte nur aufzustehen, den gebrochenen Mann bei den Händen zu fassen und ein paar gute Worte zu stammeln.

Reimer wankte aus dem Hause auf die Straße. Da flog ihm etwas an den Leib, hell und übermütig lachend: „Vater, lieber Vater, gehen wir jetzt zur Mutter?"

Johann Reimer packte sein Kind, preßte es an die Brust, damit es seines Vaters Tränen nicht sehen sollte, und küßte das blonde, wirre Wuschelhaar.

Unfern dem Marktplatz merkte die Kleine plötzlich auf: „Vater, da ist Musik!"

Richtig! Die Bataillonsmusik spielte ja heute. Dicht gedrängt umgaben Zuhörer die Kapelle, in Scharen standen die Kinder.

Und da Johann Reimer dem verlangenden Schritt seines Kindes nachgab und er andächtig bewegt dem weltvergessenen Gebet des Großen Zapfenstreiches lauschte, fuhr jach in seine Versonnenheit von irgendwo ein Aufschrei.

Rasendes Hufegehetze auf dem Pflaster, ein herrenloses Gespann schoß geradewegs auf die Menge los. Johann Reimer wollte das Blut in den Adern erstarren. In Blitzesschnelle durchzuckten Bilder sein Hirn: blutige Kinderleichen, von den Eisen zertreten.

Aufjammernd klammerte sich das Kind an des Vaters Rock. Der hätte die Kleine gern noch einmal geherzt und geküßt, aber es war keine Zeit mehr dazu. Ein sanftes Beiseitestoßen.

Johann Reimer hetzte den stürmenden Tieren entgegen. Jetzt erst wurde hier und dort einer aufmerksam. Eine Frau schrie markerschütternd auf.

Da! Johann Reimer hing am Zügel — den Menschen stockte der Atem! Entsetzensschreie von irgendwo: es hat ihn umgerissen. — —

Wenige Augenblicke noch, dann standen die Tiere, am ganzen Leibe fliegend, neben einem leblosen, zerschundenen Körper. Aus der Menge löste sich ein Arzt, beugte sich nieder, hörte die Brust ab, dann erhob er sich langsam, neigte tief den Kopf und faltete die Hände. Und alle, die neugierig hinzugetreten waren, standen erschüttert.

„Er hat sich geopfert," sprach einer dumpf. Über dem toten Vater weinte herzbrechend ein Kind.

Die liebe Politik.

Von Jo Hanns Rösler.

Poincaré war eines Tages in England zur Jagd geladen. Er wurde einem Herrn vorgestellt, der sich sogleich entschuldigte: „Stellen Sie sich bitte nicht in meine Nähe. Ich bin auf der Jagd ein gefährlicher Gegner für meine Nachbarn."

Meinte Poincaré: „Nur auf der Jagd? Ich bin es immer."

*

Wenn in einer der kleinen Republiken auf den Antillen ein Europäer eine Wurst gemaust hat und er erwischt wird, erzählt er sofort den Richtern von seinem großen und starken Europa, das ihn rächen wird und daß seine Verurteilung schwere politische Interventionen und Repressalien nach sich ziehe. Auf diese Weise ist seit 20 Jahren noch nie ein Deutscher, Franzose, Engländer oder gar Italiener auf den Antillen verurteilt worden. Nun lieferte man eines Tages wieder einen Dieb ein.

„Was sind Sie für ein Landsmann", fragte der Richter.

„Ein Schweizer Bürger."

„Die Schweiz liegt in Europa?"

„Ja."

„Schade. Am Meer?"

„Nein. Weit vom Meere weg."

„Das ist interessant", horchte da der Richter auf, „da habt ihr wohl auch keine Marine?"

„Nicht ein Schiff."

„Nun dann, wenn dem so ist, dann verurteile ich Sie zu drei Jahren Gefängnis."

*

Irgendwo ist der Minister gestorben.

Kommt die Regierung zusammen.

„Wahlen?"

Fragt Homo Novus: „Kann die Witwe das Geschäft nicht fortführen?"

*

Ein russischer Propagandist erklärte einem rumänischen Bauern die Lehre vom Kommunismus.

„Da hat zum Beispiel irgendeiner ein Pferd. Er gibt es der Gemeinde für alle."

„Fein."

„Angenommen, du hast eine Kuh. Wirst du sie der Gemeinde geben?"

„Aber gern."

„Oder du hast ein Kalb. Wirst du das auch der Gemeinde geben?"

„Aber gern."

„Oder eine Ziege?"

„Gern."

„Oder ein Schwein?"

„Ein Schwein nicht."

„Warum nicht?"

„Ja. Ich habe weder ein Pferd, noch eine Kuh, noch ein Kalb, noch eine Ziege. Aber ein Schwein habe ich. Wie komme ich dazu, für die anderen mein Schwein herzugeben?"

*

„Ist es wahr, daß man die Finanzen einem Minister ohne Portefeuille anvertrauen kann?"

„Es scheint so!"

„Aber das ist doch sehr gefährlich für das Land."

„Wieso?"

„Nun ja, wenn er kein Portefeuille hat, wird er das ganze Geld in seine Taschen stecken."

Gedichte von Hugo von Hofmannsthal.

Ballade des äußeren Lebens.

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
Und alle Menschen gehen ihre Wege.
Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen nachts wie tote Vögel nieder
Und liegen wenig Tage und verderben.
Und immer weht der Wind, und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.
Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
Sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
Und drohende, und totenhaft verdorrte . . . .
Wozu sind diese aufgebaut? und gleichen
Einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?
Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?
Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der „Abend" sagt,
Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt.
Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

*

Manche freilich . . .

Manche freilich müssen drunten sterben,
Wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
Andre wohnen bei dem Steuer droben,
Kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.
Manche liegen immer mit schweren Gliedern
Bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,
Andern sind die Stühle gerichtet
Bei den Sibyllen, den Königinnen,
Und da sitzen sie wie zu Hause,
Leichten Hauptes und leichter Hände.
Doch ein Schatten fällt von jenen Leben
In die anderen Leben hinüber,
Und die leichten sind an die schweren
Wie an Luft und Erde gebunden:
Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
Noch weghalten von der erschrockenen Seele
Stummes Niederfallen ferner Sterne.
Viele Geschicke weben neben dem meinen,
Durcheinander spielt sie alle das Dasein,
Und mein Teil ist mehr als dieses Lebens
Schlanke Flamme oder schmale Leier.



Bunte Chronik



* **Bienenschlacht im Schlafwagen.** Im allgemeinen ist es auch in Japan nicht üblich, Bienen mit in den Schlafwagen zu nehmen, und der Schaffner hätte den Imker, der kürzlich in Schiorifi einen D-Zug-Schlafwagen zweiter Klasse betrat, sicher auf diese Tatsache aufmerksam gemacht, wenn ihm nur die leiseste Ahnung gekommen wäre, daß ein unschuldig aussehender Reisekorb einen Bienenschwarm enthielt. So aber machte es sich der Reisende unangefochten bequem und legte sich höchst befriedigt ob der gelungenen frachtfreien Bienenbeförderung zu Bett. Damit ihm aber niemand während der Fahrt seinen Schatz stehlen konnte, stellte er den Korb an das Fußende. Dann schlief er beruhigt ein. Der gute Mann muß aber einen recht lebhaften Traum gehabt haben, im Verlaufe dessen er sich veranlaßt fühlte, einem eingebildeten Gegner einen freundlichen Fußtritt zu verabreichen. In Wirklichkeit aber empfing der Korb mit den Bienen den Stoß, fiel vom Bett, sprengte den altersschwachen Riemen und öffnete seinen Bauch. Weder der Imker noch einer der Schlafenden ahnte etwas vom herauskriechenden Verhängnis. Doch plötzlich gellte ein entsetzter Schrei durch den Schlafwagen, und gleich darauf stimmten zwei, drei und schließlich ein Dutzend Gestochener in das Heulkonzert ein. Der Imker einzig und allein schlief den Schlaf des Gerechten weiter. Im Wagen tobte der Aufruhr. Alle Reisenden sprangen aus ihren Betten in den Flur und suchten in den verschiedensten Gewändern Zuflucht im nächsten Wagen. Mit ihnen flogen natürlich die Bienen, und bald war der ganze Zug von ihnen erobert. Schließlich zog ein Schaffner die Notbremse. Kaum hielt der Zug, da stürzte alles Hals über Kopf aus den Wagen und brachte sich in einem zum Glück in der Nähe liegenden kleinen Bahnhof in Sicherheit. Dann umwickelten einige beherzte Beamte ihre Köpfe mit Tüchern, setzten Brillen auf, bewaffneten sich mit Besen und trieben die Bienen aus dem Zuge. Dabei entdeckten sie den friedlich schlafenden, von seinen Bienen nicht belästigten Missetäter und warfen ihn gleichfalls aus dem Wagen. Mit zweistündiger Verspätung konnte der Zug endlich wieder abfahren. Diesmal fehlte aber ein Reisender zweiter Klasse. Der saß mit verquollenen Augen auf dem Bahnsteig der kleinen Station, und neben ihm lag sein geplatzter Bienenreisekorb.

*

* **Das Gespensterauto.** Seit Monaten inserieren norwegische Zeitungen, daß ein gutes Touren-Auto für 100 Kronen zu verkaufen ist. Trotzdem findet sich in ganz Skandinavien kein einziger Mensch, der den zu einem Spottpreis angebotenen Wagen erwerben will. Nicht einmal geschenkt möchte man dies berühmt gewordene Nitedalsauto haben. Es ist nämlich ein Auto, in dem sich ein Kriminaldrama abgespielt hat. Räuber — eine höchst seltene Erscheinung in einem nordischen Lande — haben vor einigen Jahren das Auto in den Bergen Norwegens überfallen, die Insassen ermordet und ausgeraubt. Über das Auto werden unheimliche Geschichten erzählt. Ein Chauffeur, der im Mordauto eine Tour unternommen hatte, behauptet, daß eine kalte Hand sich auf das Steuerrad gelegt habe, weshalb er nicht rechtzeitg bremsen könne. Andere Leute, die das Auto betreten wollten, schwören, daß sie von einer unsichtbaren Gewalt herausgeschleudert wurden. Fährt man im Nitedalsauto des Nachts, erzählen die Leute weiter, so bleibt es Punkt 12 Uhr stehen und keine Macht der Welt kann das Gespensterauto vom Fleck bringen. Die Norweger sind sonst sehr nüchterne Leute — wenn aber ähnliche Geschichten erzählt werden, so sagt man sich im schönen Lande der Fjorde: Es muß doch etwas dahinter stecken. Deshalb will niemand etwas von dem Auto wissen. Schließlich wird dem Besitzer nichts anderes übrig bleiben, als das Auto neben dem Wikinger Schiff im Nationalmuseum in Oslo unterzubringen.

Lustige Rundschau



* **Eine angenehme Überraschung.** Geplagt von den schrecklichsten Zahnschmerzen klingelte der junge Mann nachts am Hause des Zahnarztes. Die junge Frau des Zahnarztes öffnete die Tür. „Sie wollen den Zahnarzt sprechen?" fragte sie, „können Sie nicht morgen früh wiederkommen?" — „Ja," sagte zögernd der junge Mann. „Ist er denn nicht da?" — „Oh doch, er ist da," sagte die junge Frau gedankenvoll, „aber Sie sind sein erster Patient, und ich bitte Sie, als Überraschung für ihn morgen zu kommen, denn morgen ist sein Geburtstag."

* **Ein kleiner Unterschied.** „Sie haben Ihre Frau verlassen, Sie sehen doch ein, daß Sie ein Ausreißer sind?" sagte der Richter. Aber der Mann schüttelte den Kopf: „Herr", sagte er traurig, „wenn Sie die Dame so gut kennen würden wie ich, würden Sie mich keinen Ausreißer nennen, — ich bin ein Flüchtling."

* **Ein alter Freund.** Zwei Schauspieler gingen über Wochenende fischen. Gegen Abend, als sie von einem Tagesausflug in das Hotel, wo sie übernachten wollten, kamen, entdeckten sie, daß keiner von ihnen noch Geld besaß. „Oh Gott!", sagte der eine, „es ist nur gut, daß man dich in dem Hotel kennt." — „Das ist es ja gerade, was mich quält", sagte der andere mit kläglicher Stimme.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.